

GUIREC SOUDÉE

Seefahrt mit Huhn

Monique und
ich und unsere
ungewöhnliche
Weltreise



MALIK

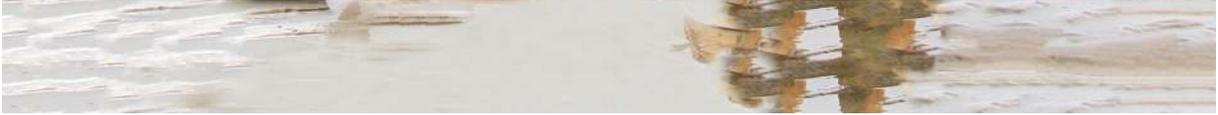
GUIREC SOUDÉE

Seefahrt mit Huhn

Monique und
ich und unsere
ungewöhnliche
Weltreise



MALIK



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.malik.de

Für meinen Vater Stany und sein Paradies Yvinec.

Siehst du, Papa, ich habe deinen Rat befolgt: Wer wagt, gewinnt!

Aus dem Französischen von Barbara Neeb und Katharina Schmidt

Mit 16 Abbildungen und einer Karte

© Guirec Soudée, 2019; Flammarion, Paris 2019

Titel der französischen Originalausgabe: »Le monde selon Guirec et Monique« bei Flammarion, Paris 2019

© Piper Verlag GmbH, München 2020

Redaktion: Antje Steinhäuser, München

Bildteilstfotos: Guirec Soudée, mit Ausnahme von Seite 16: LIKKA

Bucheinstiegsillustration: Designed by Freepik

Karte: Guirec Soudée

Litho: Lorenz & Zeller, Inning am Ammersee

Covergestaltung: Birgit Kohlhaas nach einem Entwurf von Studio Flammarion

Covermotiv: Guirec Soudée

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalt

Cover & Impressum

Huhn

Karte

Wie alles begann

Dezember 2012

Teil 1

Tag 1, 18. April

Tag 2, 19. April

Tag 3, 20. April

Tag 4, 21. April

Tag 5, 22. April

Tag 6, 23. April

Tag 7, 24. April

Tag 9, 26. April

Tag 11, 28. April

Tag 12, 29. April

Tag 13, 30. April

Tag 16, 3. Mai

Tag 17, 4. Mai

Tag 18, 5. Mai

Tag 19, 6. Mai

Tag 20, 7. Mai

Tag 22, 9. Mai

Tag 24, 11. Mai

Tag 27, 14. Mai

Tag 28, 15. Mai

Teil 2

Montag, 30. November

4. Dezember

7. Dezember

10. Dezember

20. Dezember

24. Dezember

7. Januar

11. Januar

19. Januar

20. Januar

21. Januar

29. Januar

31. Januar

3. Februar

10. Februar

11. Februar

26. Februar

1. März

26. März

2. April

Teil 3

Teil 4

Teil 5

1. Januar 2018

12. Februar

18. Februar

14. März

16. März

17. März

10. April

17. April

Teil 6

27. Juni 2018

8. Oktober

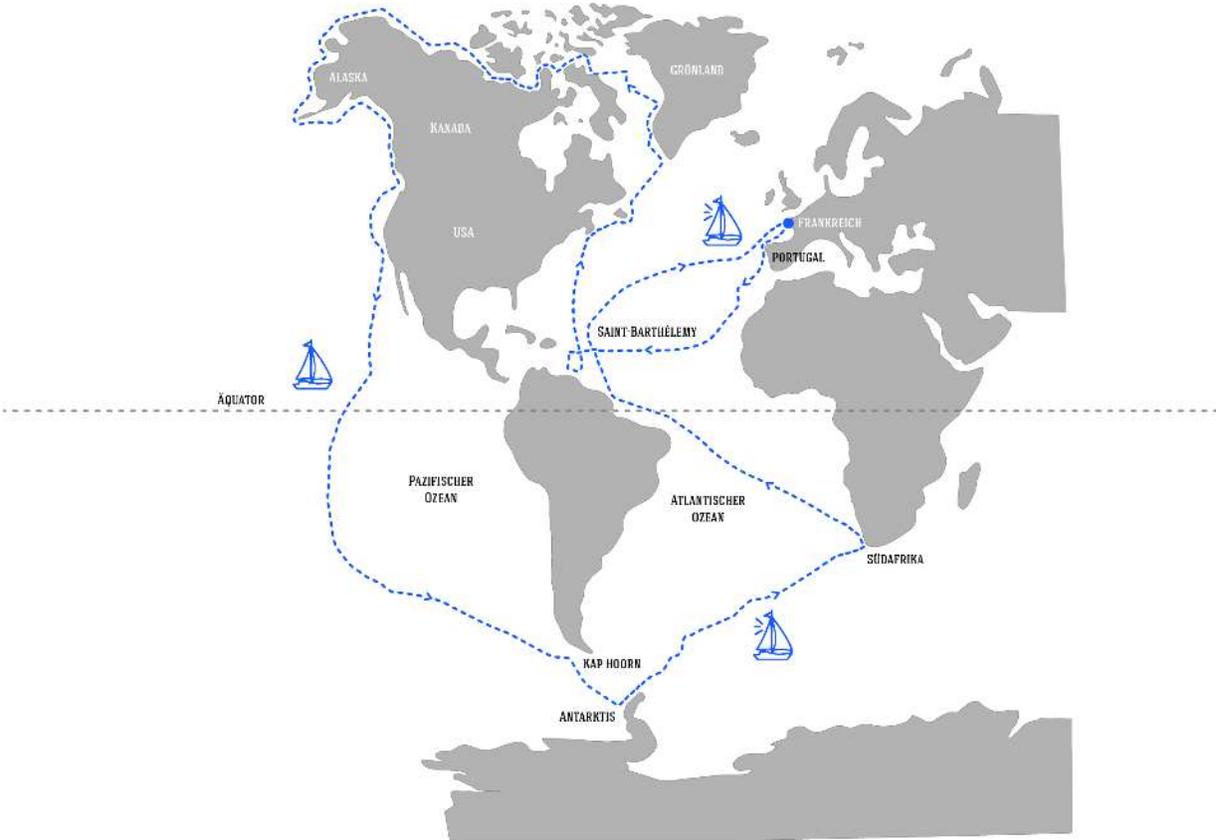
25. November

Partner

Dank

Eindrücke der Reise





Pass auf, Monique. Wir sind hier. Vancouver Island heißt das. Wunderschön, oder? Und ganz oben auf der Karte? Das ist Grönland! Die Diskobucht, was hatten wir zwei dort für einen Spaß ... Da haben wir uns zwar ... die Federn abgefroren, sind aber ein paarmal trotzdem mächtig ins Schwitzen geraten! Weißt du noch? Und jetzt, Momo, folge meinem Finger. So. Siehst du hier die große blaue Fläche? Das ist der Pazifik. Und die vielen Punkte darin? Das sind Inseln. Jetzt sei doch nicht so hibbelig, Momo, hör mir zu. Also, das ist Polynesien. Wo man diese Blumenketten macht und es lecker nach Vanille und Kokosnuss riecht. Da fahren wir hin. Es wird eine lange Reise, Monique, richtig lang. Aber am Ziel erwarten uns türkisblaues Wasser und feinsten weißer Sandstrand, genau wie bei mir zu Hause in der Bretagne auf Yvinec, meiner Heimatinsel. Eines Tages nehme ich dich auch mal dorthin mit. Polynesien wird uns jetzt gut tun – nach all dem Eis. Wirst schon sehen, Momo, das ist ein wenig wie bei dir zu Hause auf Teneriffa, auf den Kanaren. In diesem Paradies kannst du so viele Fische fangen, wie du willst. Und dann surfen wir beide, machen Stand-up-Paddling und sogar Kitesurfen, und, versprochen, wir heben nicht zu sehr ab! Also, was meinst du?

Ins Paradies sind wir nicht gekommen. Da wollten sie uns nicht. Besser gesagt, dich wollten sie dort nicht. Und ohne dich würde

ich nirgendwohin gehen.

Aber das ist nicht so tragisch. Wir finden schon ein anderes Paradies.

Wie alles begann

Dezember 2012

Ich habe mein Boot. Um es zu finden, bin ich extra aus der Bretagne nach Südfrankreich, genauer gesagt Martigues, gefahren. Ich, Guirec, geboren in Plougrescant im Département Côtes-d'Armor, kaufe mir am Mittelmeer ein Boot. Unglaublich! Am Telefon hatten mich die Besitzer vorgewarnt: »Du wohnst ja weit weg, wir wollen nicht, dass du den langen Weg umsonst machst: Der Preis ist 40 000 Euro. Weiter runter gehen wir nicht.« Ja, ich weiß, habe ich gesagt und bin losgefahren. Was die beiden jedoch nicht wissen: Ich habe diese 40 000 nicht. Wenn ich all meine Ersparnisse und das, was ich in Australien verdient habe, zusammenkratze, komme ich gerade mal auf 31 000 Euro. Egal, ich will dieses Boot.

Zuvor hatte ich alle Kleinanzeigen für Boote in der Bretagne durchforstet und alle Hafenstädte in den Départements Côtes-d'Armor, Finistère, Morbihan und Ille-et-Vilaine abgeklappert. Ich habe mir Dutzende Segelboote angesehen, aber da war

nichts dabei, was meinen Vorstellungen entsprach – und was ich mir mit meinem schmalen Budget leisten konnte: nämlich ein Boot, das stabil genug war, um damit die Weltmeere zu besegeln.

Dort unten in Südfrankreich wartete nun die *Loungta* auf mich. Der Name war schon ein gutes Omen: »Windpferd«, wie der tibetische Glücksbringer. Als ich die *Loungta* zum ersten Mal sah, lag sie auf ihren Unterstellböcken außerhalb des Wassers und machte sich großartig unter dem tiefblauen Himmel der Provence. Sie gefiel mir auf den ersten Blick. Zehn Meter lang, solide gebaut, scheinbar alles heil, von innen genauso schön wie von außen, obwohl ich von dem Orangeton des Rumpfs nicht gerade begeistert war. Aber zwei Schichten Farbe sollten eigentlich genügen, um das zu beheben. Auf mehr als den »ersten Blick« konnte ich mich auch nicht verlassen – denn von Segelbooten für die Hochsee habe ich nicht den geringsten Schimmer. Das war absolutes Neuland für mich, und als die Sprache auf die technischen Details kam, war ich vollends aufgeschmissen. Daher setzte ich ein kundiges Gesicht auf und tat so, als könnte ich allem folgen.

Mit Damien, einem der beiden jungen Besitzer, habe ich mich sofort gut verstanden. Als ich ihm von meinen Plänen erzählte – allein den Atlantik zu überqueren, ins ewige Eis an den Nordpol zu segeln –, habe ich bemerkt, dass ich ihn zum Träumen brachte.

Warum sollten die beiden mich auch nicht ernst nehmen? Ich war schließlich einmal quer durch ganz Frankreich gefahren, um dieses Boot zu besichtigen. Wie ein erfahrener Skipper habe ich den Rumpf inspiziert, auf zwei oder drei Macken hingewiesen und so getan, als wäre ich in der Lage, kritische Punkte zu erkennen. Außerdem habe ich mir den Motor angehört, gecheckt, ob er verdreht war, das Spiel des Ruderblatts überprüft, liebevoll den Mast getätschelt, die Segel entfaltet und die Beschlüge kontrolliert.

Dann habe ich gesagt, um nach meinen Plänen auf große Fahrt zu gehen, würden bestimmt etliche Reparaturen anfallen, man müsste einige Teile austauschen, die Stabilität des Bootes begutachten lassen ... Kurz, ich habe dick aufgetragen. Und dabei anscheinend gut verhandelt: Zum Schluss sind sie auf 29 000 runtergegangen. So war ich endlich Besitzer eines schönen Segelboots.

Ein paar Wochen später kehrte ich nach Martigues zurück, um das Boot zum ersten Mal zu Wasser zu lassen, drei Freunde im Schlepptau: Romain und zwei routinierte Seeleute, Kiki und Étienne. Zwar kann mir auf dem Wasser keiner etwas vormachen, solange es ums Surfen geht, aber wie man ein Segelboot steuert, davon hatte ich null Ahnung. Um die *Loungta* in die Nordbretagne zu bringen, brauchte ich daher unbedingt ihre Hilfe.

Die Wettervorhersage verhieß nichts Gutes, als wir Mitte Dezember ausliefen. Aber das konnte uns nicht schrecken – so

würden wir das Boot zumindest unter realistischen Bedingungen testen können.

Von Martigues bis in die Bretagne ist es ein ziemliches Stück. Erst muss man an der spanischen Küste das Mittelmeer runter, dann einmal südlich um Gibraltar herum, anschließend geht es an ganz Portugal entlang nordwärts, ehe man die Biskaya durchquert. Mit zwei Zwischenstopps haben wir im Mittelmeer den Zauber des neuen Jahres genossen. Doch hinter Gibraltar begannen die Probleme. Kiki und Étienne mussten zurück nach Hause, daher gingen sie in Cádiz von Bord. Romain und ich spuckten große Töne, wir würden das schon allein hinkriegen, aber uns war nicht ganz wohl in unserer Haut.

Zehn Tage später erreichten wir nach einer extrem anstrengenden Segelfahrt Galicien und waren vollkommen erledigt. Das schlechte Wetter und unsere mangelnde Erfahrung waren eine gefährliche Kombination. Zwischendrin war es richtig kritisch geworden, und wir fürchteten schon, wir würden das Boot verlieren. Auf einmal war alles voll Wasser, und wir konnten das Leck nicht finden! Romain – genauso ahnungslos wie ich – rief: »Wir saufen ab, Guirec, wir saufen ab!« In Galicien sahen wir daher keine Möglichkeit mehr, die Fahrt fortzusetzen und den Golf von Biskaya zu durchqueren, der für seine heftigen Winde und mehrere Meter hohen Wellen berüchtigt ist. Wir waren total erschöpft, und außerdem war ich so gut wie pleite. Also beschlossen wir, das Boot vorübergehend in Spanien zu lassen und nach Hause zu fahren,

er nach Annecy und ich nach Paris. Dort konnte ich bei Valentine, meiner älteren Schwester, wohnen. Weil ich dringend Geld brauchte, verdingte ich mich als Fensterverkäufer. Eine Kleinanzeige in *Le Bon Coin* brachte mich zu diesem Job. Dort stand: »Hilfe im Verkauf gesucht. Gute Bezahlung.« Das hatte mich sofort angesprochen. Bezahlt wurde nach Umsatz. Ich war so motiviert, dass ich schon bald der beste Verkäufer im ganzen Laden war. Bestimmt hätte ich es sogar geschafft, das Schloss von Versailles komplett neu verglasen zu lassen, wenn ich es nur versucht hätte.

Fünf Monate später hatte ich meine Bordkasse wieder aufgefüllt, und das schöne Wetter war auch zurückgekehrt. Mit einem Freund aus Kindertagen legte ich von Spanien ab, und am Ende schafften wir das Boot heil nach Yvinec.

Zum Glück konnte ich mich auf ihn verlassen, denn wir wurden ordentlich durchgeschüttelt. Obwohl es Sommer war, hatten wir Wellen von sechs Meter Höhe. Und ziemlich bald gab es Probleme mit der Batterie. In der Bretagne ging gar nichts mehr mit dem Motor, wir konnten nicht einmal mehr das GPS einschalten! Vor der Inselgruppe Sept-Îles, es war eine mondlose Nacht, hatten wir die Hosen gestrichen voll. Die Strömung war so stark, dass wir mehr abgetrieben wurden als vorwärtszukommen. Bei Tagesanbruch sahen wir, dass nur noch ein paar Zentimeter gefehlt hatten, und wir wären an den Klippen zerschellt. Flut, Wind und Strömungen trugen uns

schließlich doch ostwärts zu meiner Insel, wo wir am Abend anlegten. Wir waren mehr als zufrieden, es geschafft zu haben, und warfen bei Yvinec direkt vor meinem Zuhause den Anker. Es war der 5. Juli. Ich war stolz und glücklich.

Yvinec ist der schönste Ort auf der Welt. Auf der Insel steht nur ein Haus, nämlich unseres. Das Festland ist nicht weit weg, gerade mal einen Kilometer, bei Ebbe kann man es trotzdem nicht zu Fuß erreichen, und bei Flut sind sowieso nur wir auf diesem Kiesel im weiten Meer. Von der fantastischen Landschaft rund um meine Insel kann ich nie genug bekommen. Die Szenerie ändert sich ständig mit den Gezeiten und den Jahreszeiten, genauso wie das Licht und das Geräusch der Wellen, die uns jeden Tag in den Schlaf wiegen. Von klein auf ist das Meer mein Spielplatz gewesen. Ich war bei Wind und Wetter draußen. Wir hatten mehrere Ruderboote, mit denen ich aufs Meer hinausfuhr und meine Reusen und Angeln auslegte. Um fünf Uhr früh stand ich auf und kehrte erst bei Sonnenuntergang zurück. Ich konnte mehr als zehn Stunden des Tages auf dem Wasser verbringen. Schon mit vier oder fünf Jahren baute ich mir Flöße aus Holzbrettern... Dazu sollte man erwähnen, dass ich einen Vater hatte, der mir voll und ganz vertraute. Natürlich hat man ihm oft vorgeworfen, er würde mir zu viel Freiheit lassen. Vor allem an stürmischen Tagen, wenn sonst keine Boote draußen waren, schimpften meine Schwestern: »Du bist komplett verrückt, er wird noch

umkommen, und dann wirst du es dein ganzes Leben bereuen.«
Doch er hörte nicht darauf und ließ mir weiterhin meinen Willen. Ich scherte mich den Teufel ums Wetter – wenn ich meine Hummerreusen einholen musste, kümmerte es mich nicht, wie sehr es stürmte. Ich war ja nie weit von der Küste entfernt, schlimmstenfalls hätte ich schwimmen müssen. Wenn ich nicht fischte, surfte ich – mit allem, was mir unterkam, Board, Surfsegel oder Kite –, oder ich trainierte Apnoetauchen. Ich hatte wohl so etwas wie eine Meeres-Hyperaktivität. Übrigens trug ich immer nur T-Shirt und Shorts und lief sommers wie winters barfuß rum. Man nannte mich den »kleinen Insulaner mit den nackten Füßen«. Wenn ich zum Arzt oder in den Supermarkt musste, erzählte ich oft, dass man mir die Schuhe geklaut hätte. Ich erinnere mich an einen Winter, der etwas strenger als andere war, da war Eis in meinem kleinen Boot und ich zerhackte es mit meiner Ferse. Ich sprang noch bei sieben Grad Celsius ins Wasser, nichts konnte mich aufhalten, weder Angst noch der Wind, noch die Kälte.

Yvinec hat mich ganz und gar geprägt. Meine Insel hat aus mir einen Einzelgänger gemacht, einen Meeresliebhaber, nein, einen Meeresbegeisterten. So einen, wie mein Vater einer war.

Nach der Scheidung von meiner Mutter beschloss er, auf Yvinec zu leben, das war ein Kindheitstraum von ihm gewesen. Er segelte leidenschaftlich gern, hatte den Atlantik zweimal in einem Team überquert. Leider bin ich nur sehr selten mit ihm gesegelt. Aber als ich klein war, erzählte er mir oft von seinen

Reisen, und ich sagte dann: »Eines Tages segeln du und ich zusammen, wir fahren einmal um die ganze Welt.«

Regelmäßig schlug ich die alten Fotoalben auf, die mit der Zeit verblichen und von der hohen Luftfeuchtigkeit ganz wellig geworden waren. Ich liebte es, in meinen Träumen über die Meere zu schweifen, von denen er so fantastisch erzählen konnte. Und ich dachte, dass ich sie eines Tages auch befahren würde.

Den Sommer verbrachte ich damit, mein Boot zu flicken. Manchmal schauten Freunde vorbei und halfen mir. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, Ende August den Anker zu lichten. Wenn ich rechtzeitig fertig sein wollte, musste ich gewaltig ranklotzen, aber harte Arbeit hat mich noch nie geschreckt, außer in der Schule. Die Schule und ich, wir waren keine guten Freunde. Dabei habe ich es wirklich versucht, sogar an dreizehn verschiedenen! In Pontrieux, Brest, Saint-Brieuc, Paimpol, Paris ... sogar auf Yvinec! In der zehnten Klasse, da war ich gerade auf dem Gymnasium in Paimpol, hatte ich genug, ging zu meinem Vater und sagte: »Ich hör auf.« In seiner Verzweiflung holte er mich nach Yvinec zurück und engagierte Lehrer, die mir dort Privatunterricht geben sollten. Ich war sechzehn und brannte darauf, das Leben kennenzulernen, was mir meiner Meinung nach nicht mithilfe der Schulbücher gelingen würde.

Den Lehrern war ziemlich bald klar, dass mit mir nichts anzufangen war. Sie waren sehr nett, wir arbeiteten so gut wie nichts, redeten über Abenteuer und die hohe See, und wenn mein Vater nicht da war, nahm ich sie zum Angeln mit, das fanden sie toll. Im nächsten Jahr meldeten mich meine Eltern in der elften Klasse in Saint-Brieuc an. Langeweile pur! Ich starrte den ganzen Tag aus dem Fenster und berechnete die Gezeiten, während ich an meine Hummerreusen dachte. Im Januar darauf wurde ich schließlich achtzehn. Und kam ins Grübeln. »Du bist jetzt in der elften Klasse. Nächstes Jahr machst du dein Abi, und was dann? Mit dem Abitur ist es nicht getan, danach muss man weitermachen, studieren. Noch mehr lernen? Vor allem was? Und was kommt danach? Irgendein Bürojob, und so geht das die nächsten vierzig Jahre und mehr weiter?« Wenn ich mich in dieses System begab, würden mir garantiert nicht viele Möglichkeiten zur Entfaltung bleiben. Dabei riefen das Fernweh und die Freiheit so laut nach mir ...

Ich wollte segeln, aber davor brauchte ich Geld. Also gab ich alles auf. Meine Insel, meine Familie, das Gymnasium, die Annehmlichkeiten eines geregelten Lebens.

Ich verkaufte mein Motorrad, besorgte mir ein Ticket nach Australien, dazu ein Englisch-Französisch-Wörterbuch und einen »Lonely Planet«-Reiseführer, ich steckte fast alles, was ich hatte, dort rein. Mir blieben gerade mal 200 Euro.

Meine Familie versuchte mit vereinten Kräften, mir meinen Plan auszureden. Aber ich sagte, dass ich ins Ausland wollte,

um andere Länder kennenzulernen und Englisch zu lernen.

Dafür hätte ich natürlich auch nach Großbritannien oder Irland gehen können, aber das war mir viel zu nah. Ich träumte von einer völlig neuen Umgebung, wollte Kängurus, Schnabeltiere und Koalabären sehen und auf den Wellen des Pazifischen und des Indischen Ozeans surfen.

Australien war mit 200 Euro in der Tasche, den fünf Wörtern Englisch, die ich beherrschte, und niemandem vor Ort, der sich um mich kümmern würde, eine ziemliche Herausforderung. Sogar mein Vater, der mich in meinen Projekten sonst immer unterstützt hatte, wunderte sich: »Ich verstehe das nicht ... du bist gerade erst achtzehn geworden, du hast deine kleine Wohnung, dein Motorrad, alles, was du willst ...« Und ich gab dieses einfache, bequeme Leben auf, nur um am anderen Ende der Welt auf der Straße zu stehen ...

Das »auf der Straße stehen« ist übrigens wörtlich zu nehmen. Die ersten Tage in Sydney schlief ich wirklich auf dem Gehsteig und wurde von auf mir herumkletternden Ratten geweckt. Ich wartete dann bis Sonnenaufgang, um mich wieder in einen Normalo zu verwandeln.

Vor meinem Abflug wollten mir ein paar Leute Adressen von ihren Freunden mitgeben, aber ich lehnte alle ab, denn ich wollte allein klarkommen, um herauszufinden, was alles in mir steckt.

Ziemlich bald verließ ich Sydney und zog übers Land. Ich hatte gelesen, es wäre die Zeit der Obsternte. Und damit lag ich

absolut richtig, denn ich fand schnell Arbeit bei der Apfel- und Wassermelonenernte und bei der Weinlese.

Von meinem ersten Lohn kaufte ich mir ein Fahrrad und machte eine Reise durch den gesamten Südwesten des Landes, auf der ich mich hauptsächlich von Haferflocken und Milchpulver ernährte. Ich wollte schließlich so wenig wie möglich von meinem sauer verdienten Geld ausgeben, denn jeder Cent brachte mich meinem Boot ein bisschen näher.

Unterwegs arbeitete ich als Poolreiniger, Gärtner, Kellner, Tellerwäscher ... und dann kam ich nach Carnarvon. Dort sagten mir ein paar Altersgenossen: »Du kannst gleich wieder umdrehen. Hier gibt es keine Arbeit.«

Hatten sie wirklich überall danach gesucht?

Als ich mich so im Hafen umsah, kam ich mit ein paar Schiffskapitänen ins Gespräch. Einer von ihnen war angepisst, seine Mannschaft war nicht komplett: Ein Mann war nicht aufgetaucht.

Er fragte mich: »Hast du schon mal auf einem Garnelenkutter gefischt?«

»Na klar! Das ist in Frankreich mein Job!«

»Okay, du kannst anheuern. Abfahrt in dreißig Minuten, wir sind ein paar Wochen unterwegs.«

Eigentlich war ich von drei Wochen ausgegangen, letzten Endes wurde über ein Monat daraus. Mein Kapitän hatte schnell kapiert, dass das nicht mein Job in Frankreich war, aber er hat mich dann angelernt. Ich habe wie ein Tier geschuftet,

fast zwanzig Stunden am Tag auf einem Meer, in dem es vor Haien nur so wimmelte, und auf den Sortiertischen landeten jede Menge giftiger Fische und Seeschlangen. Einmal hätte ich beinahe ein Bein verloren, ein anderes Mal hat mich ein riesiger Seestern k. o. geschlagen. Aber mir war das ziemlich egal, ich war zu allem bereit, um mir ein Segelboot kaufen zu können und die Welt zu entdecken.

Ich hatte eigentlich vor, von meiner Insel Ende August in See zu stechen. Aber die Liste mit den Reparaturen an Bord war endlos. Die Fahrt durch die Biskaya hatte ihre Spuren hinterlassen. Ich musste den Motor durchchecken lassen. Die Segel waren in weitaus schlechterem Zustand, als ich gedacht hatte. Damit das Boot bei Ebbe nicht umkippte, hatte ich es fürs Trockenfallen abgestützt, aber mehrmals fand ich es danach auf der Seite liegend vor, weil eine Stütze einfach weggebrochen war.

Eines Morgens, mein Boot schwimmt bei Flut am Anker, bemerke ich, dass es sehr tief liegt im Verhältnis zur Wasserlinie. Was für ein Mist ist das jetzt schon wieder? Der gesamte Schiffsboden ist überschwemmt! Das Wasser ist durch die Stopfbuchse des Motors eingedrungen, die Batterien stehen unter Wasser, grauer Rauch quillt hervor ... Es hat einen Kurzschluss gegeben. Säure hat sich im Boot verteilt, und ein Teil der Elektronik ist beschädigt. Die Schäden müssen

repariert werden, all das kostet Geld. Und wir haben schon September.

Also gut – Terminänderung: Ich werde Ende November die Segel setzen. Davor muss ich mein Boot noch einmal gründlich sauber machen und Vorräte für einen guten Monat auf dem Meer besorgen. Viel Zeit bleibt mir nicht, aber bevor es losgeht, will ich den Rumpf noch weiß und grün streichen, grün ist ja die Farbe der Hoffnung. Das Boot soll *Yvinec* heißen, wie sonst, damit ich ein Stückchen meiner Insel mitnehmen kann. Der Maler und Seefahrer Yvon Le Corre hat für mich die entsprechende Namensschablone gefertigt.

Als ich mich mit dem Rumpf beschäftige, entdecke ich kleine Roststellen. Ein Freund, der sich damit auskennt, beruhigt mich: »Dagegen sollte man was tun. Erst abschlagen, dann sandstrahlen und vor dem Streichen das Antifouling auftragen ... macht ein bisschen Arbeit, ist aber halb so wild.«

Da ich den Schaden schnell beheben will, bewaffne ich mich mit einem Hammer und einer Drahtbürste und befolge seinen Rat wortwörtlich. Mit kleinen Hammerschlägen entferne ich den Rost, ehe ich mit der Drahtbürste den Stahl des Rumpfs freilege. Plötzlich spritzt mich eine Wasserfontäne von oben bis unten nass.

Ich habe ein Loch in mein Boot gemacht!

Ich schäume vor Wut. Nach all der Mühe, die ich mir mit diesem verdammten Ding gegeben habe! Da schufte ich mich

kaputt, nur, um zehn Tage vor dem Auslaufen mit einem durchlöcherten Rumpf dazustehen ...

Aber es kommt überhaupt nicht infrage, jetzt noch mal bei null anzufangen. Ich stecke eine Schraube ins Loch und dichte es mit einem speziellen Marine-Dichtstoff ab, dann überprüfe ich, ob auch kein Wasser mehr durchkommt ... klopfe also wieder mit dem Hammer, diesmal vorsichtig, und zisch! ein, zwei, drei Fontänen! Das schaffe ich nicht mehr allein. Ich rufe meinen Freund an.

Als er eintrifft, begrüßt er mich lachend. Doch als er die Löcher und den Rost sieht, vergeht ihm das Lachen. Stellenweise ist das Blech kaum dicker als Zigarettenpapier, und der Rost hat sich ausgebreitet.

»Guirec, so kannst du nicht los. Das ist eine Riesenbaustelle, dein Boot ist total vom Rost zerfressen, das muss man komplett überholen.«

Jetzt langt es mir. Ich bin vor drei Jahren von der Schule abgegangen, habe vor einem Jahr das Boot gekauft, seit vier Monaten tue ich nichts anderes, als es zu reparieren, und bin mental schon voll in meiner ersten Atlantiküberquerung im Alleingang. Ich habe all meine Energie und Ersparnisse in dieses Unterfangen gesteckt. Habe jede Menge Geld für Ausrüstung, Kleidung und Essen ausgegeben. Und jetzt soll ich nicht mehr losfahren können?

Eigentlich hatte ich gedacht, ich hätte ein Boot in einem ausgezeichneten Zustand gekauft, und nun stellt sich heraus,

dass es durchlöchert ist wie ein Sieb, eine rostzerfressene Nusschale. Auf die Vorbesitzer bin ich nicht sauer, sie haben das Boot selbst gebraucht und neu gestrichen gekauft, sind dort im Mittelmeer wenig gesegelt und hatten keine Ahnung vom Ausmaß der Katastrophe.

Wenn ich vernünftig wäre, würde ich warten, bis ich die nötigen Mittel beisammen habe, um eine so große Reparatur zu stemmen. Auf sechs Monate Verzögerung kommt es jetzt auch nicht mehr an. Ich würde nach Paris zurückkehren und wieder Fenster verkaufen, bis ich erneut genügend Kohle erarbeitet habe.

Aber alles verschieben? Noch einmal? Und für wie lange? Bis der gesamte Rumpf überholt ist? Dafür habe ich kein Geld. Natürlich ist es total unvernünftig, mit einem durchlöcherten Rumpf allein über den Atlantik zu segeln. Aber ist es überhaupt vernünftig, allein über den Atlantik zu segeln? Wenn man schon beim ersten Hindernis anfängt zu zweifeln, wird es nie etwas. Man findet immer eine gute Ausrede, um nicht aufzubrechen, es gibt immer etwas, das nicht passt, tausend andere Sachen, die repariert werden müssten, wenn man eigentlich schon fertig war. Egal. So ein paar dämliche Löcher werden mich schon nicht absaufen lassen.

Also kitte ich, löte ein wenig, und dann setze ich die Segel. Vorsichtshalber nehme ich mein Schweißgerät mit.

Ende November segele ich los. Etwas überstürzt. Ich habe es gerade noch geschafft, *Yvynec* in grünen Buchstaben auf eine Seite des Rumpfs zu malen. Für die zweite Seite blieb keine Zeit mehr. Ich habe einfach die Schablone und den Farbtopf mitgenommen und will das beim nächsten Zwischenstopp erledigen. Beim Anblick meiner Nusschale würde jeder Seemann schimpfen: »Spinnst du völlig, mach das nicht, das ist unverantwortlich!« Und er hätte nicht einmal unrecht. Doch das Leben ist zu kurz, um etwas zu bedauern. Es bringt gar nichts, schon vorher alles zu bedenken, das bremst einen höchstens aus. Man kann genauso gut abwarten, bis die Probleme wirklich da sind, um sie dann anzugehen.

Bevor ich in See stach, musste ich nur noch eines tun, und das war das Wichtigste: Ich musste meine Familie beruhigen. Bei meinen Plänen blieb ich ziemlich vage, das war für alle Beteiligten besser.

Mein eigentliches Ziel, und das hatte ich noch niemandem gesagt, war es nämlich gar nicht, allein *um* die Welt zu segeln. Sondern *ans* Ende der Welt zu segeln. Ganz hoch in den Norden, an die Spitze der Erdkugel, wo sich bis jetzt nur wenige Menschen hingewagt haben. Ich wollte die Einsamkeit erfahren, wahre Abgeschiedenheit in unendlich weißen Landschaften. Woher kam dieser Wunsch? Wer hatte mir das eingeflüstert? Vielleicht hatte ich mal eine Reportage gesehen, einen Bericht gehört, irgendwo etwas gelesen, ich erinnere mich nicht. Fakt war, ich träumte davon, Eisbären zu sehen, mit

bloßen Händen einen Eisberg zu berühren und mitten durchs Eis zu schippern.

Zu meinen Eltern habe ich gesagt: »Ich werde den Atlantik überqueren, und wenn mir das Spaß macht, dann fahre ich weiter.«

Schon das bereitete ihnen große Sorgen. Ich hatte nicht genügend Erfahrung, mein Boot war vom Rost zerfressen. Daher habe ich meinen Traum vom Packeis mit keinem Wort erwähnt. Außerdem war ich mir meiner Sache gar nicht so sicher. Und wenn ich scheitern würde?

»Was tust du, wenn dir mitten auf dem Ozean etwas passiert?«

»Macht euch keine Sorgen, ich bin gut ausgerüstet.«

Na ja, das stimmte so nicht. Ehrlich gesagt hatte ich nichts außer einem alten UKW-Funkgerät, dank dem ich mit anderen Booten kommunizieren könnte, aber das hatte eine sehr geringe Reichweite, und einem alten GPS. Sonst nichts. Keine Rettungsboje, zu teuer. Keine Leuchtraketen, die nützen auf hoher See sowieso nichts. Wenn man nicht gerade das Glück hat, auf ein Frachtschiff zu treffen, gibt es da niemanden, der sie bemerken könnte.

Für meine Eltern habe ich noch folgende, zugegebenermaßen nur halbwegs tröstlichen Worte gefunden: »Wenn ihr nach zwei Monaten nichts gehört habt, könnt ihr anfangen, euch Sorgen zu machen.«

Ich habe keine Erfahrung darin, allein zu segeln. Für die traditionelle Route von Frankreich aus zu den Antillen nutzt man für gewöhnlich das südliche Azorenhoch, um zu den Kanarischen Inseln und von dort aus zu den Kapverden und in die Region der Passatwinde zu gelangen. Das sind warme, kräftige Luftströmungen, die von Osten nach Westen wehen. Da ich nun mal kein gestandener Seemann bin, beschließe ich, keine Experimente zu wagen und dieser erprobten Route zu folgen.

Am Tag vor meiner Abreise rief ich meinen Freund Romain an und bat ihn, mir noch einmal zu erklären, wie man seinen Standort bestimmt und wie man Längen- und Breitengrad auf einer Karte berechnet. Als ob es nur das gewesen wäre ... Egal. Der Wille war da, ich brannte auf meine Fahrt und hatte keine Angst. Den Rest würde ich dann eben unterwegs lernen, direkt bei der Arbeit. Praxis war mir schon immer lieber gewesen als Theorie, und ich bin immer meinem Bauchgefühl gefolgt. Ich verließ mich auf meinen guten Stern. Vielleicht bin ich ja verrückt, aber ich bin voller Vertrauen auf das Leben.